

## Ganz schön bunt

Ich habe den Job!

Doch noch während der Fahrt nach Hause merke ich, dass ich diesen Job gar nicht will. Neunundzwanzig Bewerbungsschreiben.

Achtundzwanzig Absagen.

Ein Vorstellungsgespräch.

Eine Zusage.

Von der *Alternativen Multikulturellen Ökologie Bank eG*.

Ich will den Job nicht! Nicht für Geld und gute Worte.

Endgültig: Nein. Unmöglich.

Das ist nun wirklich nicht meine Welt. Das passt einfach nicht zu mir.

»Und *warum bitte* willst du den Job nicht?«, keift Nadja, nachdem ich es ihr liebevoll erklärt habe, und blickt mich aus zugequollenen Augen an, die einst so prachtvolle Mähne zu einem fettigen Pferdeschwanz nach hinten gebunden und die Hände zwecks Demonstration ihrer schwangerschaftsbedingten Rückenschmerzen ins Kreuz gestemmt. Sie tut mir richtig leid, wie sie so vor mir steht.

»Schatz, reg dich bitte nicht auf«, bringe ich hervor, »möchtest du vielleicht eine Rückenmassage? Ich kann es dir dabei doch erklären.«

Doch Nadja möchte keine Rückenmassage und wartet meine Erklärung gar nicht erst ab, sondern stopft sich schnell einen Schokoriegel in den Mund und telefoniert dann mit ihren Eltern.

Zehn Tage später verlasse ich morgens gegen acht Uhr dreißig mit einer eindeutig negativen Grundeinstellung meine Zweieinhalbzimmerwohnung und meine im ausgeleierten Jogginganzug auf dem Sofa liegende Frau.

Hoffentlich sagt mittags niemand »Mahlzeit«, wenn man sich im Flur begegnet.

Hoffentlich hat man eine vernünftige Gleitzeitregelung gefunden.

Hoffentlich werde ich nicht zugeschüttet mit Arbeit.

Hoffentlich habe ich nicht jeden Tag mit totalen Vollidioten zu tun.

Die Räumlichkeiten der Bank sind in perfekter Harmonie mit ihren Statuten, in denen neben der Förderung von Ökologie, Frauen und Frieden auch das »mehrkulturige und weltumspannende Miteinander« eingefordert wird, in einem sehr bunten und lebendigen Stadtteil angesiedelt. *Multikulturell* hätte man das früher genannt.

Der Bürgersteig ist bevölkert von herumlungern den Pennern, Schülern auf dem Weg zum Schwänzen und entschlossen dahinschreitenden Schlipsträgern, ihre nahe gelegenen Hochglanzwolkenkratzer fest im Blick, in der einen Hand einen Coffee to go mit Hazelnut Flavour, die Kopfhörer des Mobiltelefons fest ins Ohr gepresst. In Ganzkörperkopftücher gewickelte Frauen schieben mit Einkaufstüten behängte Kinderwagen vor sich her oder schreien über die viel befahrene Straße hinweg in mir nicht geläufigen Sprachen irgendwelche Obst- und Gemüsehändler an. In einem Hinterhof glaube ich eine Hundemetzgerei zu erkennen.

Als ich nur noch wenige Meter von meiner neuen

Arbeitsstelle entfernt bin, vernehme ich einen tiefen Wummerbass, der sich schnell zu einem ohrenbetäubenden Getöse steigert. Kurz darauf entdecke ich neben mir die Quelle dieses infernalisches Lärms. Ein in lila-silbernem Spezialeffektlack glänzender, frisch polierter, tiefergelegter und an allen möglichen und unmöglichen Stellen mit Spoilern und Schwellern versehener, die hinteren Fenster dunkelblau verspiegelter VW Polo kommt in Schrittgeschwindigkeit auf überbreiten Reifen die Straße entlanggerollt. Die beiden sonnenbebrillten Insassen haben schwarze, nach hinten gegelte Haare und blicken extrem langsam Kaugummi kauend mit einem »Wir-checken-mal-unser-Revier-ab«-Blick durch ihre heruntergekurbelten Fenster. Einige selbst aus dieser Entfernung sichtbare, rote Minivulkane auf den verächtlich verzogenen Wangen zeugen von einer in blumigster Entfaltung befindlichen Pubertät. Beide rauchen.

Als sie auf meiner Höhe sind, kann ich vernehmen, dass es sich bei der Geräuschkulisse nicht nur um einen immer auf dem gleichen Ton vor sich hin brüllenden Bass handelt, sondern tatsächlich um eine Art Song, aggressiv herausgeschriener, deutscher Rap, und nun kann ich auch den sich ständig wiederholenden Refrain verstehen. »Ich spalte deinen Kopf in vier Viertel und die Viertel spalte ich noch mal in der Hälfte durch! Ich spalte deinen Kopf in vier Viertel ...«

Sehr interessant. Da hat wohl einfach jemand eine Aufgabe aus seinem Hauptschulrechenbuch als Textvorlage für dieses musikalische Meisterwerk benutzt.

Mit einem Mal sieht mir der Beifahrer direkt in die

Augen, schiebt seine Sonnenbrille in die Haare und formt mit seinen Lippen eindeutig selbst für des Lippenlesens nicht mächtige Personen die Worte »schwule Sau«. Er fixiert mich noch eine Sekunde lang mit seinen Kampfhundaugen, dann wird sein Kopf nach hinten geschleudert, und der mutierte Kleinwagen rast mit einem hirnrissig lauten Auspuffrattern davon.

So.

Hier werde ich also zukünftig meine Tage verbringen.

Zwischen einem türkischen Kleinstgeschäft für *Mobiltelefone, Import und Export* und einem fichtenhölzernen Esoterikladen schlüpfte ich in das nach altem Linoleum riechende Treppenhaus meiner neuen Arbeitsstelle und mache mich auf den Weg nach oben. Natürlich zu Fuß, denn es gibt keinen Fahrstuhl (wäre ja auch reine Energieverschwendung).

Die Räume meiner Abteilung *Geschäftsleitung, Marketing und Mitgliederverwaltung* befinden sich im Dachgeschoss. Es gibt insgesamt drei Zimmer, zwei kleine und ein großes.

Das erste Zimmerchen beherbergt mich und eine Person namens Jacqueline. Es gibt Frauennamen, die einfach sexuell stimulierend auf das männliche Geschlecht wirken, und ich bin gespannt darauf, meine Zimmerkollegin kennenzulernen. Unsere Schreibtische stehen sich, nur durch ein hölzernes Bücherregal getrennt, gegenüber, und Jacqueline hat »ihre« Raumhälfte mit zahllosen Batiktüchern an Wänden und Decke, aber auch durch die Anbringung diverser Fotos und Ansichtskarten aus möglichst unwirtlichen und nicht für Ur-

laubsreisen geeigneten Regionen dieser Erde (Sahara, Namibia, Fuerteventura, usw.) verziert. Penetrant qualmt auf ihrem Schreibtisch ein nach Moschus und Ausland riechendes Räucherstäbchen, und da Jacqueline nicht anwesend ist, kann ich alles neugierig in Augenschein nehmen.

Ins zweite Zimmerchen hat man die Naturholzschreibtische und -regale von zwei Mitarbeitern namens Ole und Montavi gepfercht, die beiden haben sich sogar einen Computerausdruck mit dem Wort »Mitgliederverwaltung« an die Tür geklebt, um der ganzen Sache ein wenig Würde, vielleicht aber auch nur ein Stückchen Normalität anzuheften.

Das dritte Zimmer ist von menschenwürdiger Grundfläche und mit Aquarellen an den Wänden geschmückt. Federleichte Flachbildschirme und schnurlose Tastaturen zieren die beiden Schreibtische hinter denen wohlgeformte Ledersessel stehen, während die Menschen in den kleineren Zimmern gezwungen sind, auf arm- und rückenlehnenlosen Gesundheitsstühlen zu balancieren und ich (allerdings als Einziger, weil ich als Letzter dazugekommen bin) noch nicht mal einen Computer auf meinem Schreibtisch erblicken kann.

Im dritten Zimmer residieren meine Chefin Almut und ihr Lebensgefährte und oberster Chef der Firma, Arnulf, sowie deren Hündin, eine wahnsinnig hässliche Promenadenmischung namens Wanja. Wanja gehört zu der Sorte Hunde, deren Gene sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner des offensichtlich völlig unterschiedlichen Erbmaterials der Elternhunde einigen konnten

und nun von beiden die unpassendsten Merkmale in sich vereinen. Kurze Beine, Hüftschaden, oben strubbelig braun, unten glatt grau, zu langer Körper, zu kleiner Kopf, dummer Blick, fast taub.

Unter uns ist noch ein weiteres Stockwerk von der AMÖB angemietet, hier befindet sich auf vier Räume verteilt die Abteilung *Organisation und Personalwesen* mit insgesamt fünf oder sechs (ich bin mir da nie so ganz sicher) menschenscheuen Angestellten. Außerdem ist hier die Toilette (eine einzige für Männer und Frauen mit einem großen Schild »Bitte immer Hinsetzen!«) und die kleine Küche, die mir schon von meinem Vorstellungsgespräch bekannt ist. Auf dem Flur und in den Räumen dieser Etage streunen ein paar weitere Hunde herum.

Die Abteilung *Organisation und Personalwesen* hat keinen eigenen Chef, sie wird direkt von Arnulf befehligt, angeblich wird seit Jahren ein Chef (noch lieber natürlich eine Chefin) gesucht, aber aus unerfindlichen Gründen wird nie jemand gefunden.

In diesen beiden Stockwerken werden die Fäden gezogen, um in der auf der anderen Straßenseite im Erdgeschoss (immerhin!) gelegenen Filiale, ja, es ist eine richtige Filiale, die Geschäfte am Laufen zu halten. Über der gläsernen Eingangstür der Filiale ist ein großes Schild im Mauerwerk verankert.

*Alternative Multikulturelle Ökologie Bank eG* steht dort in gleichmäßigen, grünen Buchstaben, die Seriosität und Zuverlässigkeit ausstrahlen sollen. Nur die Punkte, die üblicherweise aus einem O ein Ö machen, sind keine

gewöhnlichen Punkte. Nein. Bei der AMÖB sind es Sonnen.

Kleine, etwas plattgedrückte, hellgelbe Sonnen, die über jedem Ö in jedem Formular und jedem Preetext der Bank erscheinen.

Mich erinnern sie allerdings eher an kleine Atompilze.

Alle in der Filiale arbeitenden Personen bilden den sogenannten »Marktbereich«, und der hat sogar einen eigenen Chef. Einen überaus cholerischen Mann, der Jockel gerufen wird, und der zuvor Lehrer an einer Behindertenschule gewesen ist.

Ein kleinlicher und pedantischer Mann, der ständig behauptet, es habe sich um eine Waldorfschule mit integrativem Zweig gehandelt.

## Jacqueline und weitere Arbeiterameisen

Um meinen ersten Arbeitstag einigermaßen geschmeidig zu beginnen, habe ich mir aus der Küche einen Kaffee geholt. Er schmeckt absolut grässlich, was wohl weniger an seiner Herkunft »aus fairem Handel« liegt als daran, dass er viel zu stark ist.

Mit der dampfenden Brühe in der Hand wage ich mich immer weiter in den schillernden und fremdartig